

Leseprobe aus:

**M. C. Poets**

# Berechnung



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

M. C. POETS  
BERECHNUNG



ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

«Berechnung» ist im Mai 2014 zuerst als E-Book erschienen.  
Für die gedruckte Ausgabe wurde der Roman  
redaktionell überarbeitet.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, April 2015  
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
Umschlaggestaltung any.way,  
Barbara Hanke/Cordula Schmidt  
Abbildung plainpicture/Readymade-Images/  
Maria Stijger; shutterstock.com  
Satz Minion PostScript, InDesign  
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 27060 4

TEIL 1  
GEFANGEN





Irgendwo bellte ein Hund. Die Sonne brannte heiß von einem wolkenlosen Himmel, und der Wind, der von der Prärie herüberwehte, trug den Staub in jede noch so kleine Ritze. Vor der Rezeption des heruntergekommenen Motels an dem wenig befahrenen Highway lehnte ein Mann an der maroden Holzbalustrade. Mit langsamen Mahlbewegungen schob sein Kiefer einen Kaugummi hin und her, während er auf die Tür des Zimmers mit der Nummer 15 starrte, dem letzten in dem langgestreckten Gebäude.

Er hob den Kopf und blickte in Richtung Osten, wo am Horizont ein Hubschrauber auftauchte. Während er beobachtete, wie der Helikopter näher kam, ein paar Sekunden über dem Motel kreiste und schließlich neben dem Grundstück herunterging, wurden seine Kieferbewegungen hektisch. Aus der Staubwolke tauchten mehrere unförmige, maskierte Gestalten auf.

Ein hochgewachsener Schwarzer kam auf den Mann mit dem Kaugummi zu.

«Special Agent Dan Mullen.» Er nickte knapp zur Begrüßung. «Haben Sie angerufen?»

Der Mann musterte ihn von oben bis unten, dann schob er seinen Kaugummi in die linke Bockentasche. «Ja. Ich bin Allister McLaugh. Mir gehört der Laden hier.» Mit einer Kopfbewegung deutete er auf das letzte Zimmer. «Sie hat das Zimmer dahinten. Hat sich nicht von der Stelle gerührt.»

Mullen sah auf die Uhr. Seit dem Anruf des Mannes waren drei Stunden vergangen. «Und Sie haben die Frau ganz sicher erkannt?»

«Aber hundertpro. Das Bild kommt ja ständig im Fernsehen. Linda meint auch, dass sie es ist. Das ist meine Frau», fügte er hinzu, als er Mullens Stirnrunzeln sah.

«Wie lange ist sie schon hier?»

«Seit Dienstagabend. Hat bar bezahlt, für zwei Nächte.»

«Und wieso haben Sie erst heute Morgen angerufen?»

McLaungh kratzte sich am Kopf. «Weil's Dienstag dunkel war und spät und die Frau 'ne Baseballkappe und Sonnenbrille aufhatte. Heute Morgen ist Linda zu ihr rein, um das Zimmer sauber zu machen. Da lag sie im Bett und hat gepennt, Sie wissen schon, von den Tabletten. Linda denkt, die ist tot, und brüllt los wie am Spieß.» Er schielte zu dem Zimmer. «Ich hin und seh die da liegen. Erst denk ich auch, die ist tot. Aber dann merk ich, dass sie noch atmet. Und dann erst merk ich, wer das ist.» Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. «Man kommt ja erst mal gar nicht auf die Idee, dass sich so eine bei einem einquartieren könnte.» Er kaute nervös an seinem Kaugummi. «Und dann auch noch das ganze Zimmer vollkotzt.»

«Hat sie sich seitdem irgendwie bemerkbar gemacht?», fragte Mullen. «Haben Sie die Frau gesehen? Oder gehört?»

«Nee. Linda wollte ja den Notarzt rufen, Sie wissen schon, wegen den ganzen Tabletten, aber als ich dann diese Hotline angerufen habe, sagte man mir, wir sollten nur aus sicherer Entfernung die Tür beobachten und uns sofort melden, falls sie abhaut.» Er zuckte die Achseln. «Ist sie aber nicht.»

Mullen sah sich um. Keine fünfzig Meter von der Rezeption entfernt lag die Straße, auf der um diese Uhrzeit nur wenig Verkehr herrschte. Die Autofahrer, die am Motel vorbeikamen, blinzelten neugierig zu dem schwarzen Hubschrauber mit der Aufschrift FBI hinüber. Die Männer des SWAT-Teams waren inzwischen ausgestiegen und warteten auf seine Anweisungen. Sie trugen schwarze Kampfuniformen, kugelsichere Westen,

Sturmhauben und Maschinenpistolen. Mullen war als Einziger in Zivil, er trug Jeans und ein dunkles T-Shirt, dazu Sportschuhe.

Er wandte den Blick wieder dem Motel zu. Ein heruntergekommener Bau mit einer schmalen Holzveranda, von der die Zimmertüren abgingen, daneben jeweils ein kleines Fenster. Die Rezeption befand sich am Ende des Gebäudes, der kleine Raum hinter dem großen Glasfenster war hell erleuchtet. Am Tresen erkannte er eine Frau mit blondierten Haaren, deren blauer Lidsschatten bis auf den Parkplatz hinaus zu leuchten schien. Das musste Linda sein.

«Haben die Zimmer Fenster oder Ausgänge nach hinten raus?», fragte er.

Der Mann schüttelte den Kopf.

«Haben Sie im Moment noch weitere Gäste?»

Der Parkplatz war bis auf einen roten Pick-up vor dem Zimmer Nummer 15 leer, und Mullen konnte sich auch nicht vorstellen, wer sich in dieser gottverlassenen Gegend in so einer Absteige einmieten sollte. Der nächste Ort war dreißig Meilen entfernt, und es war ihm ein Rätsel, wieso der Laden überhaupt noch existierte. McLaungh schüttelte erneut den Kopf.

Nachdenklich nagte Mullen an der Unterlippe. Wenn die Frau tatsächlich unter Medikamenteneinfluss stand und sie zudem das Überraschungsmoment auf ihrer Seite hatten, würden sie leichtes Spiel haben. Seit seiner Ankunft war es in dem Zimmer ruhig geblieben. Keine Bewegung hinter der fadenscheinigen, schief hängenden Gardine. Fast etwas *zu* ruhig. Schließlich zog er seine Pistole aus dem Schulterholster.

«Okay, Mr. McLaungh, ich möchte, dass Sie jetzt zu Ihrer Frau in die Rezeption gehen und erst herauskommen, wenn ich es Ihnen sage, verstanden?» Der Mann sah aus, als wollte er protestieren, doch Mullen brauchte ihn nur einmal anzusehen und da-



bei die Augen leicht zusammenzukneifen. «Sie wissen doch, mit wem wir es hier zu tun haben.»

McLaugh schluckte. «Aber das mit der Belohnung, das stimmt doch, oder? Die kriegen wir doch?» Nervös blickte er zu dem Zimmer hinüber.

Schweigend musterte Mullen den Mann. «Warten wir erst mal ab, ob Sie sich nicht vielleicht geirrt haben», sagte er schließlich. Es wäre nicht der erste Fehlalarm, dachte er, ohne es laut auszusprechen. Ohne Widerrede verschwand McLaugh in der Rezeption.

Er nickte John Carter zu, dem Chef des SWAT-Teams. Mit aufmerksamen Blicken beobachteten die Männer das Motel und die Umgebung.

«Dick», sagte Carter leise zu einem seiner Männer, «du sicherst das Gebäude mit deinen Männern von hinten.» Der Angesprochene nickte, und sechs schwarz gekleidete Gestalten schwärmten aus. «Rob, Bosbin, ihr geht rein. Möglicherweise hat sie Tabletten geschluckt und ist benebelt, aber verlasst euch lieber nicht darauf.»

Zwölf Männer rannten gebückt über den Parkplatz und bauten sich links und rechts von der Tür mit der Nummer 15 auf. Die Anführer der Gruppen nickten sich zu, Rob trat die Tür auf, sicherte, Bosbin stürmte und sicherte erneut.

Das Zimmer war ein typisches Motelzimmer mit einem schmalen Doppelbett und einer Kommode, die schon bessere Tage gesehen hatte. Auf einem Nachttisch standen eine halbvolle Whiskeyflasche und ein leeres Glas, daneben lagen mehrere Tablettenfläschchen. Auf dem abgewetzten Linoleum vor dem Bett war eine halb eingetrocknete Pfütze mit graurotem Erbrochenem, in dem man deutlich die weißen Tabletten sah.

Die Frau lag auf der Seite im Bett und rührte sich nicht, als die Männer lärmend den Raum stürmten. Sie war vollkommen

angekleidet und nur bis zur Hüfte mit dem dünnen Laken zuge-  
deckt. Die weiße Bluse und das Kinn waren dreckig, das Gesicht  
war bleich und verschwitzt.

Vier Männer zielten mit ihren Waffen auf die Frau, als Rob sie  
unsanft an der Schulter packte und schüttelte. Sie stöhnte leise,  
wachte jedoch nicht auf. Er gab ihr ein paar Ohrfeigen, bis sie  
schließlich mühsam die Augen öffnete, doch offensichtlich be-  
griff sie nicht, wie ihr geschah. Rob zerrte sie aus dem Bett und  
warf sie auf den Boden. Auf dem kalten Linoleum presste er ihr  
ein Knie in den Rücken und legte ihr Handschellen an.

Mullen betrat das Zimmer und sah sich um. Rob riss die Frau  
an den Haaren vom Boden hoch, doch sie hatte die Augen ge-  
schlossen und war weit davon entfernt, Widerstand zu leisten.  
Vielleicht ging es ihr wirklich so dreckig. Vielleicht hatte sie auch  
nur kapiert, dass das Spiel aus war.

Grelles Sonnenlicht fiel durch die offene Tür. Eine Strähne des  
dunkelblonden Haares hing ihr ins Gesicht, auf der rechten Wan-  
ge zeichnete sich das Muster des zerknautschten Kissens ab. Von  
den Ohrfeigen waren die Wangen gerötet. Sie trug eine Bluse und  
Jeans, ein Paar feste Schuhe stand vor dem Bett. Obwohl sie toten-  
blass war, erkannte man, dass ihre Haut sonnenverbrannt war, als  
hätte sie sich in der letzten Zeit viel im Freien aufgehalten.

Mullen starrte auf sie hinab. Die hohen Wangenknochen und  
die schmale Nase waren ihm schon auf dem Fahndungsfoto  
aufgefallen, dem einzigen Bild jüngeren Datums, das es von ihr  
gab. Carter hatte inzwischen die Reisetasche durchsucht, die auf  
einem Stuhl hinten im Raum gelegen hatte. Jetzt piff er leise und  
hob triumphierend einen Führerschein in die Höhe.

Mullen beugte sich über die Frau. Er widerstand der Versu-  
chung, sie ins Gesicht zu schlagen, sie zu würgen oder auch nur  
anzuspucken.

«Elsa Jones, ich verhafte Sie wegen Mordes in mindestens zwei

Fällen. Sie haben das Recht zu schweigen und das Recht auf einen Anwalt. Alles, was Sie von jetzt an sagen, kann gegen Sie verwandt werden.»

Nur mit Mühe gelang es ihr, die Augen zu öffnen. Sie schien etwas sagen zu wollen, doch sie musste sich erst räuspern. «Aber ...», stieß sie schließlich hervor, doch da hatte Mullen das Zimmer bereits verlassen.



## 2. KAPITEL

Ihr war schlecht, was bei dem ständigen Schaukeln und Ruckeln nicht besser wurde. Bei jedem Schlagloch hob sich ihr Magen, und sie hatte Mühe, sich nicht zu übergeben. Eingepfercht zwischen zwei schwer bewaffneten Männern in schwarzen Uniformen, die Hände auf dem Rücken gefesselt, hockte sie auf der schmalen, harten Bank im hinteren Teil eines Humvees. Ihr Kopf dröhnte, und sie hatte keine Ahnung, was überhaupt los war. Man hatte sie festgenommen, so viel war ihr klar, aber wie-so? Zweimal hatte sie versucht, etwas zu sagen, und beide Male hatte sie sich lediglich einen heftigen Stoß in die Rippen eingefangen. Also schwieg sie und versuchte, so gut es ging, die bohrenden Kopfschmerzen und die Übelkeit zu ignorieren. Die Luft im Wagen war heiß und stickig, es roch nach Leder, Schweiß und Benzin. Ihr Blick war auf ein Paar Stiefelspitzen gerichtet. Drei Männer saßen auf der Bank ihr gegenüber, komplett schwarz gekleidet und bewaffnet. Langsam hob sie den Kopf und erkannte die Buchstaben FBI auf den Brusttaschen. Die Männer musterten sie. Niemand lächelte. Sie schaute wieder auf den Boden.

Sie war so müde, dass sie immer wieder einnickte. Vielleicht wurde sie auch ohnmächtig, sodass ihr Kinn auf die Brust sackte, bis sie aufschreckte und schlagartig wieder wach wurde. Sie wusste nicht, wie lange sie unterwegs waren, es mussten mehrere Stunden sein. Zuerst fuhr der Wagen lange in einem gleichmäßigen Tempo geradeaus, wie auf einem Highway oder einer Landstraße, dann wurde er langsamer, und sie bogen ein paarmal

ab. Als sie endlich anhielten, hörte sie draußen Stimmen, Schritte, das Klappen von Wagentüren. Anspannung lag in der Luft. Die hintere Tür wurde aufgerissen, die Männer, die ihr gegenüber saßen, sprangen hinaus. Sie wurde unsanft hochgezerrt und aus dem Wagen halb gestoßen, halb gezogen. Die Sonne schien. Im hellen Licht musste sie blinzeln, sodass sie von ihrer Umgebung kaum etwas erkannte. Die Übelkeit wurde noch stärker, ihr Kopf pochte dröhnend, und jetzt kam auch noch Schwindelgefühl hinzu. Links und rechts fühlte sie sich von kräftigen Händen gepackt, man zerrte sie über ein kurzes Stück Straßenpflaster, dann ein paar Stufen hinauf und in ein Gebäude hinein. Überall standen Menschen, und alle schienen sie anzustarren. Sie hörte das Klicken von Fotoapparaten. Ein Name wurde immer wieder gerufen: Elsa Jones.

Wie betäubt ließ sie alles mit sich geschehen. Man nahm ihre Fingerabdrücke und machte Fotos von ihr, wobei sie ein Schild vor ihre Brust halten musste. Ein Arzt horchte sie ab, leuchtete ihr mit einer kleinen Lampe in die Augen und nahm ihr Blut ab, sie musste eine Speichelprobe abgeben und ihr wurden ein paar Haare ausgezupft. Man befahl ihr, sich nackt auszuziehen, dann tastete eine FBI-Agentin ihre Vagina und ihren Anus ab, während ein Kollege breitbeinig und mit schussbereiter Waffe danebenstand. Sie versuchte, etwas zu sagen, doch sie war so schwach, dass man ihren Protest einfach ignorierte. Benommen ließ sie die Prozedur über sich ergehen. Niemand sprach sie direkt an, außer um ihr Anweisungen zu erteilen: «Schauen Sie nach rechts. Nach links. Vorbeugen. Hände ausstrecken.» Niemand sah ihr ins Gesicht, obwohl sie spürte, dass alle sie anstarrten. Sobald sie versuchte, jemandem in die Augen zu schauen, wandte derjenige den Blick ab, drehte ihr demonstrativ den Rücken zu oder versetzte ihr einen boshaften Stoß in die Rippen, den Rücken, gegen

den Kopf. Sie hätte sich gerne empört über die grobe Behandlung, aber dazu fühlte sie sich viel zu elend. Sie glaubte, ihr Kopf müsse jeden Augenblick explodieren, und mehr als einmal war sie kurz davor, das Bewusstsein zu verlieren. Wogegen sie nichts einzuwenden gehabt hätte: einfach einzuschlafen und dieser Hölle, in die sie aus heiterem Himmel geraten war, zu entfliehen. Um später wieder aufzuwachen und festzustellen, dass alles nur ein Albtraum gewesen war.

Doch sie wurde nicht ohnmächtig, und der Albtraum, der sich so erschreckend wenig wie ein Traum anfühlte, dauerte an. Man führte sie in einen fensterlosen Raum und drückte sie auf einen harten Metallstuhl, die Hände vor dem Bauch gefesselt. Mit einem dumpfen Knall fiel die Tür hinter den Männern, die sie hergebracht hatten, ins Schloss, und sie war allein.

Reglos und mit geschlossenen Augen hockte sie auf dem Stuhl und lauschte angespannt in die plötzliche Stille, die sie umgab. Ihr Mund war wie ausgedörrt, die Zunge fühlte sich pelzig an, und das Schlucken fiel ihr schwer. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, ihr etwas zu trinken anzubieten, und sie selbst hatte nicht daran gedacht, schwach und willenlos, wie sie war. Sie wusste weder, wie spät es war, noch, welcher Tag heute war oder wo sie sich befand. Sie öffnete die Augen einen Spalt. Ihr Blick fiel auf grauen Betonfußboden und ein Paar Schuhe, die sie noch nie gesehen hatte, obwohl es ihre Füße waren, die darin steckten. Sie trug eine Jeans, die ihr ebenso wenig gehörte wie die weiße Bluse, die sie anhatte. Aber die Hände, das waren ihre eigenen, wie sie mit einem absurden Anflug von Erleichterung feststellte. Schmale, gebräunte Finger mit kurzen Nägeln, hinter denen jetzt schwarzer Dreck steckte. Die Handgelenke waren von den Handschellen aufgeschürft, am linken Unterarm hatte sie eine frische Prellung.

Was zum Teufel wollte man eigentlich von ihr?

Vorsichtig hob sie den Kopf. Jede Bewegung verstärkte den Kopfschmerz und die Übelkeit, und sie fühlte sich wie schwer verkatert. Dabei trank sie niemals Alkohol. Aber sie konnte sich an so gut wie nichts erinnern. Welcher Tag war heute? Wie war sie in dieses Motelzimmer gekommen, aus dem die Männer sie heute verschleppt hatten?

Das Denken bereitete ihr Schwierigkeiten, also konzentrierte sie sich wieder auf ihre unmittelbare Umgebung. Vor ihr stand ein abgewetzter Tisch, dahinter zwei Stühle. Die Wand, auf die sie starrte, bestand aus einem durchgehenden Spiegel, und es dauerte einen Moment, bis sie begriff, dass es sich um einen Einwegspiegel handeln musste. Und dass auf der anderen Seite vermutlich jemand stand und sie beobachtete. Sie senkte den Kopf und schloss die Augen. Ein Albtraum, dachte sie wieder. *Ich muss einen Albtraum haben.* Ihre Kehle war wie zugeschnürt.

Der Raum war etwa fünf mal vier Meter groß und zwei Meter fünfzig hoch. Wandfläche fünfundvierzig Quadratmeter, mit Boden und Decke fünfundachtzig. Für einen einfachen Anstrich bräuchte man demnach 9,3 Liter. Das Raumvolumen betrug 50 Kubikmeter, also war sie von 50 000 Litern Luft mit insgesamt 10 Litern reinen Sauerstoffs umgeben.

Sie wurde ruhiger, und es gelang ihr, ihren Magen zu besänftigen, der jeden Moment zu rebellieren drohte.

Als die Tür aufgerissen wurde, schreckte sie auf. Ihr Blick folgte den beiden Männern, die den Raum betraten und ihr gegenüber Platz nahmen. Beide waren hochgewachsen und kräftig. Der leicht rotgesichtige Ältere steckte in einem dunkelblauen Anzug, das blonde Haar war kurz geschnitten, die Krawatte korrekt gebunden. Der Jüngere hatte ebenfalls kurze Haare, doch er trug Jeans und ein weißes T-Shirt. Und er war schwarz. Sie konnte sich nicht erinnern, jemals einen Menschen mit dunklerer Haut gesehen zu haben, aber sie erinnerte sich an diesen

Mann. Er war heute Morgen dabei gewesen, als man sie verhaftet hatte.

Beide Männer musterten sie stumm, und sie versuchte, ihre Blicke zu enträtseln. Neugier meinte sie zu erkennen, beim Jüngeren ein kaum verhohlenes Triumphgefühl. Dazu Verachtung, vielleicht sogar Hass.

Warum hasste er sie? Sie versuchte zu schlucken, doch die Zunge klebte unangenehm am Gaumen.

Schließlich holte der Jüngere tief Luft und sagte: «Nun, Ms. Jones, das war's dann wohl.» Er klang überaus zufrieden.

Stirnrunzelnd starrte sie ihn an. Wieso nannte er sie Ms. Jones? Doch dann begriff sie. Eine Verwechslung! Sie war das Opfer einer Verwechslung geworden, eines Irrtums, der sich schnell aufklären lassen würde.

«Aber», wollte sie sagen, doch alles, was herauskam, war ein Krächzen. Sie räusperte sich und unternahm einen zweiten Anlauf. «Aber ich bin nicht Ms. Jones. Mein Name ist Hannah Marcks.»

Die Männer sahen sich an.

«Können Sie das beweisen?», fragte der Ältere.

«Ja, natürlich. In meinem Rucksack sind mein Reisepass, meine Kreditkarte und mein Flugticket», sagte sie und lehnte sich zurück. Eine zentnerschwere Last schien von ihr abzufallen. Jetzt würde sich alles aufklären, der Albtraum war vorbei. «Sie finden alles im Wohnmobil.»

«In welchem Wohnmobil?»

Irritiert blickte sie von einem zum anderen. Sie war mit einem Wohnmobil unterwegs gewesen und war sich sicher, dass sie es noch nicht wieder bei der Autovermietung abgegeben hatte. «In dem Wohnmobil, das ich in New York gemietet habe und in San Francisco wieder abgeben will.» Sie sah die skeptischen Blicke und fuhr hastig fort: «Ich bin Deutsche, ich habe hier Urlaub gemacht und will Anfang September zurückfliegen.»



Sie runzelte die Stirn. Ihr Rückflug war für den 7. September gebucht, aber welcher Tag war heute?

«In Ihrem Zimmer wurde kein Rucksack gefunden. Nur eine Reisetasche mit einem Führerschein, ausgestellt auf Ms. Elsa Jones. Mit Ihrem Foto.»

Sie begriff nicht. «Das kann nicht sein.»

«Es ist aber so», sagte der Ältere. «Von wo aus wollten Sie fliegen?»

«Von San Francisco.»

«Wann?»

«Am 7. September, 1:30 Uhr mittags.»

Erneut sahen die Männer sich an.

«Mit welcher Fluglinie?»

«Lufthansa.»

Der Jüngere stand auf, ging zur Tür und wechselte ein paar Worte mit jemandem, der vor dem Raum wartete.

«Und was hatten Sie dann in einem Motelzimmer in Texas zu suchen, rund 1500 Meilen vom Flughafen entfernt?»

Entgeistert blickte sie den Älteren an. «Ich ... ich verstehe nicht. Ich ...» Ihr wurde schwindelig.

Der Jüngere setzte sich wieder, lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. Sie öffnete den Mund, ohne genau zu wissen, was sie sagen wollte, doch heraus kam nur ein heiseres Krächzen. Sie schluckte. «Kann ich bitte etwas zu trinken bekommen?», brachte sie schließlich mühsam heraus.

Dieses Mal stand der Ältere auf, verließ kurz den Raum und kehrte mit einer kleinen Plastikflasche und einem Becher zurück. Er schenkte ihr sogar das Wasser ein. Die Handschellen klirrten leise, als sie den Becher mit beiden Händen ergriff und gierig trank. Das Wasser war lauwarm, aber das war egal, völlig egal. Ohne zu fragen, schenkte sie sich nach und leerte den Becher ein zweites Mal, ohne abzusetzen.

Die Männer beobachteten sie schweigend.

«Wie lange waren Sie in unserem Land, Ms. ... Marcks?», fragte der Ältere.

«Drei Monate. Anfang Juni bin ich in New York gelandet, ich blieb ein paar Tage dort und habe mir dann ein Wohnmobil gemietet.»

«Und Sie haben hier Urlaub gemacht, sagen Sie?»

«Ja.»

«Allein?»

«Ja.»

«Haben Sie Freunde besucht?»

Sie schüttelte den Kopf, doch sofort meldete sich der Kopfschmerz zurück, und der Raum begann sich zu drehen. «Nein, ich kenne hier niemanden. Ich bin einfach drei Monate durch die Gegend gefahren und habe mir das Land angesehen.»

«Können Sie uns Ihre Reiseroute beschreiben?»

«Ja, natürlich.» Sie überlegte kurz. «Von New York aus 297 Meilen Richtung Westen bis kurz hinter Winchester, dann 131 Meilen durch die Apalachen Richtung Westen zum Monongahela National Forest, dann hoch nach Michigan, zum Huron National Forest, 654 ... nein, 659 Meilen.» Der Jüngere zog die Augenbrauen hoch, aber sie bemerkte es nicht. «Dann ... hören Sie, es geht mir nicht gut, ich habe Kopfschmerzen und kann kaum einen klaren Gedanken fassen. Ich bin drei Monate kreuz und quer durch die Gegend gefahren, ich habe alles genau festgehalten.»

Sie dachte an ihr Tablet, das in ihrem Rucksack steckte, zusammen mit dem Smartphone, dem ... Ihr wurde abwechselnd heiß und kalt. Wenn ihr Rucksack verschwunden war, war auch ihr Tablet verschwunden und mit ihm sämtliche Aufzeichnungen, die sie während der Reise gemacht hatte. Dazu alle Quittungen, die sie aufgehoben hatte, alle Prospekte und Eintrittskarten.

Der jüngere der FBI-Agenten verharrte reglos und musterte

sie, ohne mit der Wimper zu zucken. Der Ältere nickte immerhin, obgleich auch er keine Miene verzog.

«Hören Sie, ich habe hin und wieder in einem Motel übernachtet. Ich habe Menschen kennengelernt, mich mit ihnen unterhalten, sie zu Hause besucht. Eine Frau, Annie, hat mich ein paar Tage bei sich wohnen lassen, in Louisiana war das, ich kann Ihnen beschreiben, wie man zu ihrer Farm kommt. Ich ... diese Menschen können bezeugen, dass ich Hannah Marcks bin.»

«Klar», sagte der Jüngere. Es war das erste Mal, dass er etwas zu ihr sagte. Seine Stimme klang erstaunlich sanft und warm, was überhaupt nicht zu seinem scharf konturierten Gesicht und dem festen Zug um den Mund passte. Natürlich hatte sie in ihrem Leben schon Schwarze gesehen, aber noch nie hatte sie jemanden kennengelernt, dessen Haut tatsächlich *schwarz* zu sein schien.

«Natürlich», riss der Ältere sie mit fast versöhnlicher Stimme aus ihren Gedanken, «wenn Sie diesen Menschen erzählt haben, Sie seien Hannah Marcks, werden die das jetzt natürlich bestätigen. Aber Beweise sind das nicht.»

Der Jüngere hatte sie keine Sekunde aus den Augen gelassen. Sie versuchte, seinem Blick standzuhalten. *Ich bin keine Lügnerin*. Er blinzelte nicht einmal. Sie senkte den Kopf. Es war ganz still im Raum, nur das leise Atmen der drei Menschen war zu hören.

«Was machen Sie beruflich?», fragte der Ältere in das Schweigen hinein.

Sie zögerte kurz. «Ich bin Schäferin.»

Der Jüngere verzog den Mund, sagte jedoch nichts.

«Sie sind Schäferin?», fragte der Ältere skeptisch. «Und davon können Sie sich einen dreimonatigen Urlaub in den Staaten leisten? Das müssen aber ziemlich wertvolle Viecher sein, die Sie da züchten.»

Sie holte tief Luft. «Meine Großmutter starb vor einem halben Jahr, sie hat mir etwas Geld hinterlassen.»

«Wo haben Sie so gut Englisch sprechen gelernt?»

Sie zögerte erneut. «Ich habe drei Jahre in England gelebt.» Sie wusste, dass ihr britischer Akzent sie kultivierter wirken ließ, als sie momentan aussah. Eher Oxford als Cockney und schon gar nicht USA.

«Was ist mit Ihren Eltern?»

«Die sind tot.»

«Wie alt sind Sie?»

«Dreiunddreißig.»

«Wo waren Sie am 4. September?»

Der Ältere hatte zwar die Frage gestellt, doch es war der Jüngere, dessen Blick sie nicht ausweichen konnte und vor dem sie sich nackt und entblößt fühlte. Sein Kinn war glatt rasiert, die Nase sah aus, als sei sie schon einmal gebrochen gewesen, doch die Hände wirkten fast zart für einen Mann. Das herbe Rasierwasser, dessen Geruch sich langsam im Raum ausbreitete, verstärkte ihre Übelkeit, und sie hatte Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren.

«Ich ... ich weiß nicht.» Sie schloss die Augen. «Ich ... mir ist schlecht», sagte sie, und im nächsten Moment beugte sie sich vor und begann zu würgen, aber mehr als etwas Wasser und Galle kam nicht heraus, obwohl sich ihr Magen in schmerzhaften Krämpfen zusammenzog. Sie wollte sich wieder aufrichten, als der Raum sich um sie zu drehen begann und sie kaum noch spürte, wie sie langsam vom Stuhl rutschte.

Als sie die Augen wieder aufschlug, lag sie auf dem kalten Boden. Der ältere FBI-Agent kniete neben ihr und hielt einen Becher Wasser in der Hand. Er half ihr, sich aufzurichten und an die Wand zu lehnen, dann ließ er sie trinken.

«Wann haben Sie zuletzt etwas gegessen?», fragte er.

«Ich kann mich nicht erinnern.»

Er reichte ihr ein Thunfisch-Sandwich, an dem sie erst vor-

sichtig knabberte, bis sie es immer gieriger verschlang. Bei jeder Bewegung klirrten die Handschellen leise. Sie hatte gar nicht gemerkt, wie ausgehungert sie war. Kein Wunder, dass sie umgekippt war. Sie spülte den letzten Bissen mit einem Schluck Wasser herunter, wischte sich den Mund mit einer Papierserviette ab und sagte leise: «Danke.»

Der Mann saß vor ihr auf dem Stuhl, die Beine auseinander, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, und beobachtete sie schweigend. Er war weit davon entfernt zu lächeln, aber er wirkte auch nicht ganz so abweisend wie sein Kollege. Sie suchte den Raum nach dem anderen Mann ab. Er war fort.

«Wo bin ich hier eigentlich?»

«Beim FBI in Austin, Texas.»

«Und welcher Tag ist heute?»

«Der 8. September.»

Verwirrt sah sie ihn an, doch er hob nur eine kleine Wasserflasche in die Höhe. «Wollen Sie noch etwas trinken?» Als sie nickte, füllte er den Becher erneut und reichte ihn ihr.

Sie trank in kleinen Schlucken. Ihr Kopfschmerz hatte etwas nachgelassen, genau wie die Übelkeit. Ihr war immer noch schwindelig, aber nach ein paar tiefen Atemzügen wurde auch das besser. Als der Mann aufstand und einen Schritt auf sie zu machte, zuckte sie unwillkürlich zusammen und hob die Hände, doch er nahm ihr nur den leeren Becher aus der Hand, sammelte die Papierserviette auf und ging zur Tür.

«Wir lassen gerade Ihre Angaben überprüfen.»

Er hatte sich halb zu ihr umgewendet und musterte sie nachdenklich. «Danach sehen wir weiter.»

Dann war sie allein.

Sie starrte die graue Metalltür an, hinter der er verschwunden war. In der Mitte befand sich eine Panzerglasscheibe, durch die man sie ebenso beobachten konnte wie durch den Einwegspiegel

an der Wand. Sahen ihr auch jetzt Menschen dabei zu, wie sie hier auf dem Boden hockte, die beschmutzte Bluse betrachtete und die Nase rümpfte, als ihr eigener Gestank ihr in die Nase stieg? Sie konnte diesen Gedanken kaum ertragen, kam sich nackt und schutzlos vor. So musste sich ein Tier im Zoo fühlen. Sie zog die Beine eng an ihren Oberkörper, legte den Kopf auf die Knie und wünschte sich weit, weit fort. Die Handschellen schnitten ihr schmerzhaft ins Fleisch.

Nachdenklich blickte Mullen durch den Einwegspiegel. Gefährlich wirkte die Frau nicht, wie sie dort auf dem Boden hockte, den Kopf auf die Knie gestützt. Es ließ sich nicht leugnen, dass sie völlig erschöpft und verwirrt war. Aber war das ein Wunder? Seit vier Tagen war sie auf der Flucht, das ganze Land war förmlich mit ihrem Gesicht tapeziert, und sie hatte gerade versucht, sich mit einer Überdosis Tabletten und Alkohol das Leben zu nehmen. Mullen wusste jedoch, dass der äußere Schein täuschen konnte. Menschen, die nach außen hin sanft und friedlich wirkten, konnten innerlich vollkommen von Hass und Gewaltphantasien zerfressen sein. Elsa Jones gehörte offenkundig zu diesen Menschen, und er würde nicht den Fehler machen, auf ihren plumpen Versuch einzugehen, sich als das unschuldige Opfer einer Verwechslung darzustellen. Die Fakten sprachen gegen sie, und er war sich sicher, dass es nur noch eine Frage der Zeit war, bis sie einknickte. Aber im Grunde war es egal. Sie brauchten kein Geständnis, die Beweise waren erdrückend.

Die Tür öffnete sich, und Taylor trat ein. Der Kaffee in seinem Becher dampfte noch, als er vorsichtig einen Schluck nahm. Schweigend starrte er auf die Frau im Nebenraum, und Mullen wusste, dass sie auch ihm nichts vormachen konnte. Mike Taylor mochte sich ihr gegenüber zwar freundlich verhalten, aber das hatte nichts zu bedeuten. Er war ein konservativer,

latent rassistischer Republikaner mit klaren Wertvorstellungen und ziemlich antiquierten Ansichten über Frauen und Männer. Beim Anblick einer schwachen, erschöpften Frau regte sich vermutlich sein Beschützerinstinkt – ein wahrer Gentleman, wie Mullen nicht ohne Spott dachte. Er kannte Taylor seit fast zehn Jahren, und seit fünf Jahren arbeiteten sie zusammen am Fall Elsa Jones, doch Freunde waren sie auch nach so langer Zeit nicht geworden. Mullen hielt seinen Vorgesetzten für einen steifen und sturen Bürokraten, der nicht bereit war, irgendwelche Risiken einzugehen. Im Gegenzug sah Taylor in ihm vermutlich einen ehrgeizigen Emporkömmling, der es nur aufgrund der Quotenregelung für Schwarze überhaupt aufs College geschafft hatte.

Dabei traf nichts weniger zu. Mullens Vater lehrte Strafrecht an der University of California, seine Mutter arbeitete als Psychologin, er selbst hatte Geschichte studiert. Eigentlich hatte er nach seinem Masterabschluss noch promovieren wollen, doch dann, kurz nach seiner Hochzeit mit Zara, einer jungen Anwältin, wurde eines Nachts sein bester Freund, ebenfalls ein Schwarzer, von drei betrunkenen Weißen niedergestochen. Die Polizei ermittelte schlampig und ließ die Täter laufen. Sie hätten aus Notwehr gehandelt, hieß es, obwohl sein Freund Schnittwunden an Händen und Armen hatte, wie sie für Opfer von Messerattacken üblich waren. Mullen bewarb sich beim FBI, aus Wut, aus Trotz, um dafür zu sorgen, dass so etwas irgendwann nicht mehr geschehen konnte. Fünfzehn Jahre war das jetzt her, doch seine Wut war immer noch nicht weniger geworden, im Gegenteil. Im Laufe der Zeit war daraus fast eine Art Besessenheit geworden. Wenn ihn ein Fall gepackt hatte – und das tat fast jeder Fall irgendwann –, konnte er sich darin verbeißen wie ein Pitbull in eine Ratte. Und dieser Fall hatte ihn gepackt wie kein anderer. Elsa Jones war im Laufe der Jahre, in denen er ihr

nachjagte, fast zu so etwas wie seiner persönlichen Feindin geworden. Selbst Kathy, seiner Kollegin, war das schon aufgefallen. «Pass auf, dass du dich nicht zu sehr in die Sache hineinziehen lässt», hatte sie ihn einmal gewarnt. «Du führst hier keinen Privatkrieg.»

«Und?», fragte Taylor jetzt. «Was hältst du von der Geschichte, die sie uns da aufgetischt hat?»

«Totaler Blödsinn. War wohl das Erstbeste, was ihr auf die Schnelle eingefallen ist.»

Taylor lachte. «Schäferin. Wie kommt sie bloß auf so was?»

Mullen sagte nichts. Es war ihm egal, was für Lügengeschichten Elsa Jones ihnen auftrichtete. Irgendwann würde sie schon einsehen, dass sie damit nicht durchkam.

«Gibt's schon irgendwelche Ergebnisse?», fragte Taylor.

«Die Kollegen arbeiten auf Hochtouren.» Er kippte den letzten Schluck Kaffee herunter. «Bei den Waffen, die wir in der Reisetasche gefunden haben, handelt es sich definitiv um Modelle vom selben Kaliber wie die Tatwaffen. Die Ballistiker sind dran, kann aber ein paar Tage dauern.»

«Und der Führerschein? Könnte der gefälscht sein?»

Mullen hob die Schultern. «Das wird gerade überprüft, aber ich glaub's nicht.»

Ungeduldig schaute Taylor auf die Uhr. Es war kurz vor sieben. «Wie lange braucht denn diese verdammte Fluggesellschaft, um einen Namen in ihren Computer einzugeben?»

Mullen bedachte seinen Vorgesetzten mit einem Seitenblick. Er konnte seine Ungeduld sehr gut nachvollziehen. Er war sich zwar sicher, dass sie Elsa Jones endlich gefasst hatten, aber solange noch ein letzter Rest Zweifel blieb, würde auch er keine Ruhe finden.

«Ich bin gespannt, wie lange sie ihre Maskerade aufrechterhalten will», sagte er.